

Max Cornelson

GRG 1 Stubenbastei, Wien 1
Betreuung durch Josef Stehle

Thema 1

Wenn man [...] die wichtige Rolle betrachtet, welche die Geschlechtsliebe in allen ihren Abstufungen und Nuancen, nicht bloß in Schauspielen und Romanen, sondern auch in der wirklichen Welt spielt, [...] da wird man veranlasst auszurufen: Wozu der Lärm? Wozu das Drängen, Toben, die Angst und die Not? Es handelt sich ja bloß darum, dass jeder Hans seine Grete finde: weshalb sollte eine solche Kleinigkeit eine so wichtige Rolle spielen und unaufhörlich Störung und Verwirrung in das wohlgeordnete Menschenleben bringen?

Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung.
Viertes Buch Kapitel 44: Metaphysik der Geschlechtsliebe.

Mit diesem Zitat bietet Schopenhauer der in unserer Denk- und Kunstgeschichte fest verankerten Huldigung der Liebe schroffen Widerpart. Somit scheint es auf den ersten Blick zu eindeutiger Antwort aufzurufen: Entweder man schließt sich dezidiert der rationalistischen Aussage an und deklamiert den „Lärm“ als bloße Hysterie; oder man widerspricht vehement - denn aus der emotionalen und intellektuellen Welt vieler Menschen ist die Betonung der Geschlechtsliebe nicht wegzudenken.

Doch was ist Liebe überhaupt? Spätestens seit Platons Dialog *Symposion* ist der Begriff unleugbar einer der bedeutungsträchtigen und rätselhaftesten der westlichen Philosophie. Denn bereits die alten Griechen verehrten ihren Eros, der laut Hesiod sogar zu den allerersten und fundamentalsten Gottheiten gehörte, als mächtigen Stifter der Tugend und der Harmonie. Immerfort der Aphrodite nachstellend frönt er dem Liebreiz, sie ruhelos anbetend, durch immer originellere und großartigere Einfälle ihre Aufmerksamkeit suchend und sich stets dabei selbst übertreffend, durch das hingeebene Lieben erst die Geliebte zur erhabenen Schönheit verklärend. Mithin lässt sich schließen, dass erst durch die Liebe so etwas wie Ästhetik entstehen kann - denn nicht umsonst kennen wir das Sprichwort: „Schönheit liegt im Auge des Betrachters“. Doch das Wort Liebe, welches einen Oberbegriff für die Geschlechtsliebe, die den Zustand des Verliebtseins bezeichnet, darstellt, ist ein äußerst allgemeiner und durchaus weitläufiger Ausdruck (deshalb sind die Begriffe „allgemeine Liebe“ und „Geschlechtsliebe“ voneinander zu trennen). So liebt man nahestehende Menschen, Musik und Literatur, Komponisten und Schriftsteller, das Denken und die Wissenschaft, die Natur mit ihren Klängen, Düften und Farben, und man spricht in

Momenten der Freude aus, man liebe das Leben an sich. Und nach längerer Betrachtung gelangt man womöglich zur Ahnung einer Omnipräsenz der allgemeinen Liebe, und zahlreiche Fragen werfen sich auf: Geht nicht alles Empfinden von Schönheit aus Liebe hervor? Entsteht nicht jedes persönliche Gespräch aus Liebe, die sich in Gestalt der Sympathie und des Interesses ausdrückt? Geht alles Zwischenmenschliche nicht Hand in Hand mit der Liebe, sodass das eine ohne das andere undenkbar ist? Ist die Liebe nicht der Urquell alles Menschlichen, alles Geistigen, aller Kunst? Ist die Liebe vielleicht unser wahrhaftigster Lebenstrieb? Und obgleich der Liebesbegriff heutzutage allzu sentimental konnotiert ist, ist die Anschauung berechtigt, dass die Liebe dem menschlichen Dasein seinen Sinn verleiht: Erst die Teilhabe an der Welt, welche sich im Grunde stets vermittels eines Gefühls äußert, macht das Leben sinnerfüllt und lebenswert. Denn Teilhabe ist Mitgefühl, und Mitgefühl heißt Bindung, und warum sich sonst freiwillig an etwas binden, wenn nicht aus Liebe?

Welche Rolle aber spielt im weiten Horizont der allgemeinen Liebe die spezielle, die Geschlechtsliebe? Wenige kennen sie nicht, jene intensivste aller Empfindungen, welche die ganze Weltanschauung und Lebensweise eines Menschen umzustrukturieren vermag. Für manchen Verliebten hat sein Gefühl eine geradezu religiöse Bedeutung: Die Idee, ja die innige Gewissheit, dass etwas Erhabenes, etwas Heiliges – nämlich diese eine bestimmte Person – existiert, wird deutlicher als alle düsteren und pessimistischen Gedanken; es ist ein Glaube im wahrsten Sinne des Wortes, denn der geliebte Mensch wird als Verkörperung des Schönen und Guten zu einer Idealvorstellung, die man fürder anstrebt: Vor jener Person möchte man selbst schön, anständig und tugendhaft sein - es entsteht eine romantische Pietät, welche dem Denken, ergo der inneren Einstellung und dieserhalb dem Handeln, in höchstem Maße förderlich ist. Schließlich setzt ein gute Tat einen guten Willen voraus, ein guter Wille jedoch ein Ideal, welches man, wie bereits besprochen, am stärksten in der geliebten Person manifestiert findet (freilich, ein Mensch kann niemals einem solchen Ideal zur Gänze entsprechen, vielmehr überträgt der Liebende die seinem Geist von Natur innewohnende Idealvorstellung, um sie unmittelbar sichtbar zu machen, auf eine reale Person, sodass wird ein irdischer Bezug zum idealen Erhabenen hergestellt wird).

Überdies hat die Geschlechtsliebe eine zweite, weitaus spannendere Komponente: Verliebt man sich, so verlässt man den Rahmen des rationalen und zweckdienlichen Denkens, verliert sich in Träumen und Hoffnungen, und nicht nur die geliebte Person erscheint vollkommen,

sondern die ganze Welt wird auf eine zauberhaft hehre, unerhört sensible Weise neu erlebt, sodass auch die kleinste, alltäglichste Erscheinung als Kunstwerk wahrgenommen wird: In keinem anderen Zustand ist man gleichermaßen inspiriert; sogar die, welche sich ansonsten reine Verstandesmenschen dünken, verspüren plötzlich den Reiz der Schwärmerei und des Künstlerischen. Ob es sich um die Literatur, die Musik oder die Malerei handelt: Die Liebe, wie auch im Zitat angedeutet, ist ein zentrales Element des Schaffens. So bezog eine beträchtliche Anzahl namhafter Künstler ihren Impetus aus amourösen Beziehungen; und nicht umsonst hieß das Werk der fahrenden Sänger, die mittelalterliche Dichtung, Minnesang: „Minne“ ist das mittelhochdeutsche Wort für Liebe.

Um nun den Zusammenhang zwischen allgemeiner und geschlechtlicher Liebe zu beschreiben, liegt es nahe, die Geschlechtsliebe als eine auf einen bestimmten Punkt, auf eine Person konzentrierte und dadurch exponierte Form der allgemeinen zu sehen. Sofern man annimmt, dass die allgemeine Liebe den Lebenstrieb - die Psychoanalyse beschreibt eine ähnliche Auffassung mit dem Begriff der Libido - darstellt, so ist die geschlechtliche nichts als seine inständigste und heftigste Äußerung. Dementsprechend besteht das regsamste und lebhafteste Leben im hingeebenen, geschlechtlichen Lieben.

Wie aber verhält es sich mit dem „Drängen“, dem „Toben“, der „Angst“ und der „Not“? Tatsächlich scheint ein Missverständnis vorzuliegen: Die Begriffe „Liebe“ und „Liebesleid“ wurden, wie allzu häufig, miteinander vermischt, obzwar ihr Wesen und ihre Wirkungen grundverschieden, ja gegensätzlich sind. Das Lieben ist grundsätzlich eine aktive Tätigkeit und erzeugt in seiner reinen Form, wie bereits erläutert, stets das Schöne und Gute; und da Liebe als eigener, schöpferischer Trieb allein von einem selbst ausgeht, stellt sie keine Anforderungen an die Umwelt, sondern nur an einen selbst. Das Lieben an sich ist stoisch: es drängt und verlangt nicht, sein Werk liegt ausschließlich im Dienen und Beschenken. Das Geliebtwerden hingegen ist passiv und entzieht sich somit der eigenen Macht, es ist alleinige Sache der Umwelt, auf die man nur beschränkten Einfluss üben kann. Und da Liebesleid durch das Ausbleiben des Geliebtwerdens entsteht, hat es mit dem eigentlichen Lieben nichts mehr gemein: Die allseits bekannte Desillusionierung und Drangsal des Liebeskummers entsteht erst durch Erwartungen und Forderungen an die geliebte Person, ergo an die Umwelt. Umso verheerender jedoch die Folgen dieser Abirrung vom Lieben zum Verlangen: Nicht nur selbst torquiert sich der Enttäuschte, sondern zieht auch sein Umfeld in Mitleidenschaft. Demnach entsteht die „Störung und Verwirrung“ nicht durch die

Geschlechtsliebe per se, sondern durch eine vollkommen abwegige Vorstellung derselben, deren Verhängnis jedoch, aufgrund der oftmals konfliktbereiten Ruhelosigkeit des Menschen, mitunter unvermeidlich ist und dadurch die Kehrseite und den wohl notwendigen Preis der Liebe darstellt.

Doch was ist nun der Kernkonflikt des Schopenhauer-Zitats? Der Philosoph war sichtlich bemüht, an die menschliche Vernunft zu appellieren: Wozu „unaufhörlich Störung und Verwirrung in das wohlgeordnete Menschenleben bringen?“ Und so tat er, aus dem Blickwinkel der Ratio gesehen, vollauf recht daran. Allerdings, Leidenschaft erzeugt Wirbel und Unruhe, wirkt sich zuweilen abträglich auf Harmonie und Gemütlichkeit aus; würden wir bodenständiger Handeln, unseren Gefühlsregungen keine Aufmerksamkeit zollen und kein Aufheben um Schwärmereien machen, so würde unser Leben wohl in der Tat bedeutend gelassener und rationaler ablaufen, denn aus der nüchtern-logischen Perspektive ist die Liebe wirklich nichts weiter als ein idealisierendes Wort für ein geschlechtliches Bedürfnis, den evolutionär begründbaren Fortpflanzungstrieb, zweckdienlich allein der Erhaltung der Säugetierspezies Mensch. Fürwahr, notwendig für den Fortbestand ist allein die Fortpflanzung, jeder weitere Aspekt der Geschlechtsliebe eine Erfindung, Überhöhung, Illusion, eine Einbildung unserer Emotionen und unseres Geistes, ein absurdes Hirngespinnst: eine Idee. Und somit verwahrt sich der Philosoph gleichsam frenetisch gegen das berühmte Novalis-Wort „Die Welt muss romantisiert werden“, das in diesem Kontext die radikale Gegenposition einnimmt - und hiermit haben wir ihn, den altbekannten Kampf zwischen Vernunft und Gefühl, Wissenschaft und Kunst, Rationalität und Romantik. Doch welcher Perspektive ist rechtzugeben? Angenommen, wir würden die Ratio zu unserem einzigen Denk- und Handlungsmaßstab erheben und nicht weiter auf Herzklopfen und Passion eingehen, angenommen, das Dichten würde durch das Rechnen verdrängt werden oder zumindest statt der Gefühle und der Liebe die Technik und die Wissenschaft thematisieren: Was bliebe uns dann? Angenommen, wir würden in einer perfekten, durchweg organisierten und sterilen Welt leben: Was hätten wir davon? Angenommen, wir würden uns jeglicher Illusionen, wie schön sie auch sein mögen, entäußern: Würde uns nicht langweilig werden? Und könnte die Kunst bestehen ohne die Leidenschaft, ohne die Anwendung der Empfindsamkeit? Ist es nicht gerade die Neigung zum Irrationalen, die ihr erst die Substanz des Ausdrucks, ihren Inhalt verleiht? Wie könnte man ein Buch schreiben, wenn ohnehin alles logisch wäre, die Welt frei von Irrsinn und verstrickten Leidenschaften – könnte denn

überhaupt so etwas wie eine Geschichte entstehen? Würde eine perfekte, von „Störung und Verwirrung“ freie Welt nicht stillstehen, entseelt, monoton immerfort gleichbleibend, konfliktfrei sinnlos?

Und letztendlich liegt die Wahl, wie auch sonst immer in Fragen der Weltsicht, beim einzelnen Menschen: Möchte er ein ruhiges und vernünftiges Leben an der Oberfläche fristen, ohne auch nur an die Möglichkeit des Träumens zu denken? Oder will er glauben und empfinden, Ja sagen zur Illusion, Ja zur Kunst? Will er aus dem Leben mehr machen als eine schlichte Abfolge biologischer Prozesse und sich seiner einzigartigsten und ureigen menschlichsten Fähigkeit, der Phantasie, bedienen, um über den Alltag hinwegzusteigen und zu leben, anstatt bloß zu vegetieren? Sagt er Ja zur Idee, der allerhöchsten, allerschönsten, sagt er Ja zur Idee der Liebe?

(Übrigens: Die Tatsache, dass Schopenhauer Hänsel und Gretel – welche doch Geschwister waren! – als Veranschaulichung für sein Postulat über die Geschlechtsliebe gewählt hat, zeugt bereits von einer für das Verständnis der Liebe unempfindlichen Nüchternheit.)